

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 6

Artikel: Erinnerungen aus Irland [Fortsetzung]
Autor: Thommen, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tätigkeit als Operationschwester. Hohe, bis an die Decke reichende Fenster nehmen die ganze Nordseite des Saals ein; daher herrscht hier eine gleichmäßige kühle Helle, die zu so peinlich genauer, verantwortlicher Arbeit erforderlich ist, wie sie hier getan wird. Ein ganz anderes Bild erwartet uns in dem Raum, den wir nunmehr betreten. Die freundliche Morgensonne strahlt in ein geräumiges Zimmer, an dessen Wänden eine Reihe ganz kleiner Bettchen steht. Aus jedem derselben schaut ein dunkler oder blonder Kinderkopf heraus, der eine aus verschlafenen Augen blinzelt, der andere lachend und freischend, der dritte mit verdrießlichem Gesicht. Wir sind in dem ureigensten Reich von Dr. Marie Heim, nämlich in der Kinderstube des Spitals. Diese Abteilung ist nicht nur mit Rücksicht auf die praktische Bildung der Wochenpflegerinnen eingerichtet, sondern dient auch insofern einem wohlthätigen Zweck, als in der Anstalt geborene Kinder, deren Mütter zu arm oder zu schwächlich sind, um sie selbst zu versorgen, hier bis zur Vollendung des ersten Lebensjahrs in Pflege bleiben können. Kranke Kinder werden nur ausnahmsweise aufgenommen, denn der Hauptlehrzweck der Kinderstube soll sein, gesunde Kinder gesund zu erhalten.

Wir werfen noch einen flüchtigen Blick in die Wöchnerinnenabteilung, in das Wohn- und Speisezimmer der Schülerinnen und in die Wirtschaftsräume. Überall treffen wir die gleiche peinliche Sauberkeit, den gleichen Sinn für Schönheit und Ebenmaß, denen wir schon in den übrigen Abteilungen begegnet sind; überall herrscht unter Pflegerinnen und Pflegebefohlenen der gleiche Ton liebevollen Entgegenkommens. Wir fühlen, es ist ein milder, freundlicher Geist, der hier regiert, und als wir beim Abschied der Oberin unsern Dank dafür aussprechen, daß sie uns die Besichtigung des Hauses so bereitwillig gestattet hat, merken wir auch, von wem dieser Geist ausgeht. Gern legen wir unser Scherflein in den Opferstock, der die Inschrift trägt: „Lasset uns nicht müde werden, Gutes zu tun“, denn wir wissen, daß das Heim, das die Schweizer Frauen ihren leidenden Schwestern errichtet haben, noch kräftiger Unterstützung bedarf, um weiter zu blühen und zu gedeihen.

Erinnerungen aus Irland.

Von Dr. E. Thomen, Basel.

(Fortsetzung.)

Londonderry, die zweite Stadt in der Provinz Ulster, hat, wie der Name andeutet, die große Mutter London zur Patin gehabt. König Jakob I. nämlich schenkte den Boden, den er aufständischen Iren entrissen hatte, den Bürgern Londons und diese gründeten anno 1613 an Stelle des schon oft zerstörten und wieder aufgebauten Fleckens Derry die Handelsstadt Londonderry. Als die katholischen Iren nach dem Sturz ihres Glaubensgenossen Jakobs II. Stuart sich an ihren protestantischen Bedrückern rächen wollten, da schworen sie vor allem dem Patenkind der Londoner Tod und Verderben. Aber die kalvinistischen Kaufleute und Bauern setzten der Wut ihrer Bedränger jenen Heroismus der Geduld und Ausdauer im Verteidigen entgegen, der bis heute in allen Feldzügen die Engländer vor schimpflichem Unterliegen bewahrt hat. Den feigen Kommandanten Lundy ersetzte der Pfarrer Georg Walker, und er hielt während 105 Tagen den Mut der Hungernden aufrecht. Sieben Wochen lang versuchte

die englische Provisionsflotte umsonst, die Sperre des Flusses Foyle zu durchbrechen. Endlich, am 28. Juli 1689, sprengten zwei Kauffahrer die Kette der Belagerer und brachten den Eingeschlossenen Lebensmittel und Verstärkung. Aber nicht den Tag der Befreiung, sondern den Tag des Trostes, den 18. Dezember, an dem man gegen den Feind die Tore schloß, feiern die Protestanten alljährlich, wie etwa die Basler den Tag von St. Jakob. Noch ist die Stadtmauer unverfehrt, doch ist der Umgang in eine Promenade verwandelt. Bei der obersten Bastion steht auf einer Siegessäule die Statue des heldenhaften Pfarrers; seine Linke weist nach dem Fluß hinaus, der in majestätischen Windungen dem Meere zufließt. Seine Wasser tragen den fleißigen Ulstermannern noch heute Reichtum zu. Ein neues gotisches Rathaus aus rotem Sandstein und manches Kaufhaus spricht vom soliden Wohlstand der Bewohner. Aber es ist, als hätte der englische Gewerbefleiß auch in diesem heitern Land über den Himmel, die Häuser, die Menschen ein schwärzliches Tuch gehängt. Unsere Wirtin zeigte sich so sauer und brummig wie die ganze Stadt. Daß ihre lakonischen Antworten von meinen Tischgenossen, lauter Handelsreisenden, mit bewunderndem Gelächter begrüßt wurden, ärgerte mich bloß; denn der Sinn ihrer Worte und vollends das Salz ihres Witzes ging mir verloren. Aber auch ich schied mit aufrichtiger Dankbarkeit, weil sie mir ohne Bedenken die irischen Pfundnoten, die mir ein Belfaster Kellner angehängt hatte, in blankes Gold umtauschte.

Kein Wunder, daß ich in bester Laune nach Enniskillen fuhr. Diese brauchte ich nicht einmal, um unterwegs und am neuen Orte an allem Gefallen zu finden. Es war Markttag und landwirtschaftliche Ausstellung in Strabane. Da war an allen Stationen ein Kommen und Gehen von Farmern mit Frauen, Töchtern und Söhnen, ein Grüßen und Fragen und Einladen, eine laute, herzliche Fröhlichkeit, die kein Ende nehmen wollte. Der Lokomotivführer schien an keine Zeit gebunden; denn er wartete geduldig, bis das letzte Pärchen sich geküßt und das letzte preisgekrönte Kind sein Abteil gefunden hatte. Mit meinem Gold durfte ich mich in den Gasthof mit dem vornehmsten Namen wagen. Im Imperial-Hotel konnte die Küche nicht schlecht sein; denn da tafelte eine ausgelassene lustige, distinguierte Gesellschaft, scharfgeschnittene, originelle Gesichter darunter. Es seien die Stadträte, sagte mir der Kellner. In der Dämmerung kam die Straße herauf ein höllischer Lärm, ein Gequief und Gedröhn, daß alles zur Türe sprang und ich meinte, es hätten die Mondscheinker die Stadt überfallen. Nein, es war das freiwillige Stadtorchester; Querpfeifen, Dudelsackpfeifen, Trompeten, Trommeln, Pauken, hintendrein eine dunkle Menge von Weibern und Kindern, alle in Schritt und Tritt. Nicht umsonst ist Enniskillen Garnisonsstadt.

Beim Frühstück saß mir gegenüber ein wettergebräunter, junger Mann, der durch seine reglementarischen Bewegungen und seinen Herrscherblick den Offizier kundgab. Er komme direkt von Indien, habe in Marseille wegen der Pest eine langweilige Quarantäne durchgemacht und sei sehr erstaunt, die



Londonderry und Foyle.

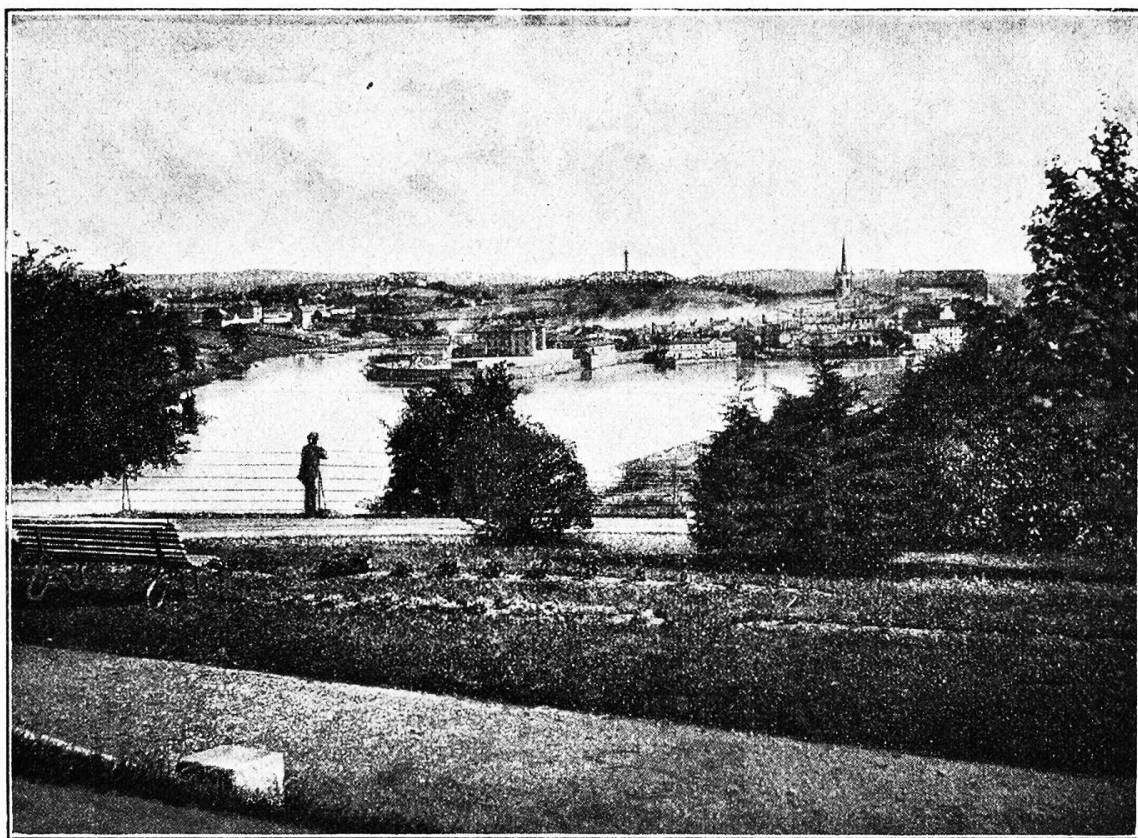
Garnison hier etwa fünfmal schwächer anzutreffen, als sie sein sollte. Noch mehr erstaunt war ich über ihn, der als Engländer nicht wußte, oder nicht zu wissen vorgab, daß die englischen Streitkräfte zum großen Teil nur auf dem Papier vorhanden sind, und daß von den Zahlen des Stats, die das Kriegsamt angibt, gewöhnlich eine Null abzustreichen ist. Im Lauf von zwei Tagen sah ich denn auch kaum mehr als zwanzig Uniformen.

Das Interlaken Irlands, so nennt sich das bescheidene Enniskillen. Es liegt freilich zwischen zwei Seen, dem untern und dem obern Lough Erne, und wenn man auf die Berge verzichtet und statt des Thuner- und Brienzersees sich zwei Sempacherseen, mit Inseln besät, durch einen kurzen Flußlauf aneinandergeschlungen denkt, so mag der Vergleich gelten. Und lieblich über die Maßen ist der Anblick des Städtchens, ob man es auf dem Deck eines Dampfers von Westen her betrachtet oder etwa vom Parkhügel im Osten zur Zeit, wenn die Sonne untergeht, wenn die Inselrücken und die villengekrönten Hügel sammtweiche violette Töne annehmen, die einen unauslöschlichen, wehmütigen Zauber ausüben. Solche Szenen haben wohl dem Barden Irlands, Thomas Moore, jene Strophen eingegeben:

Wie süß die Stunde, wenn die Sonne sinkt —
Und rings die stille See im Goldlicht blinkt,
Dann träum' ich einmal noch, was hinter mir,
Und die Erinnerung seufzt, mein Lieb, nach dir.

Wenn fern im West ein sterbend Feuer sprüht,
Ein goldner Pfad auf glattem Spiegel glüht,
Strebt meine Sehnsucht jenem Lichtquell zu;
Dort fänd' mein Herz auf stillem Eiland Ruh.

Wie schön mußte bei blauem Himmel eine Fahrt den See hinunter bis ans Meer sein! Der Morgen brachte das Wetter, dessen ich bedurfte, und so fuhr ich auf zierlichem Dampfer durch das Getümmel von wiesen- und waldbedeckten Inseln ins offene Becken des Untersees. Aber trotzdem der reine Himmel sich im See spiegelte, war das Wasser eher braun als blau, und mein Auge war erst zufriedengestellt, als nach einer kleinen Eisenbahnfahrt bei



Ennistillen.

Bundoran ein Busen des atlantischer Meeres sich dehnte' blau so blau wie der Golf von Genua, hier aber statt der nackten Felsgestade die blauen Höhen von Donegal.

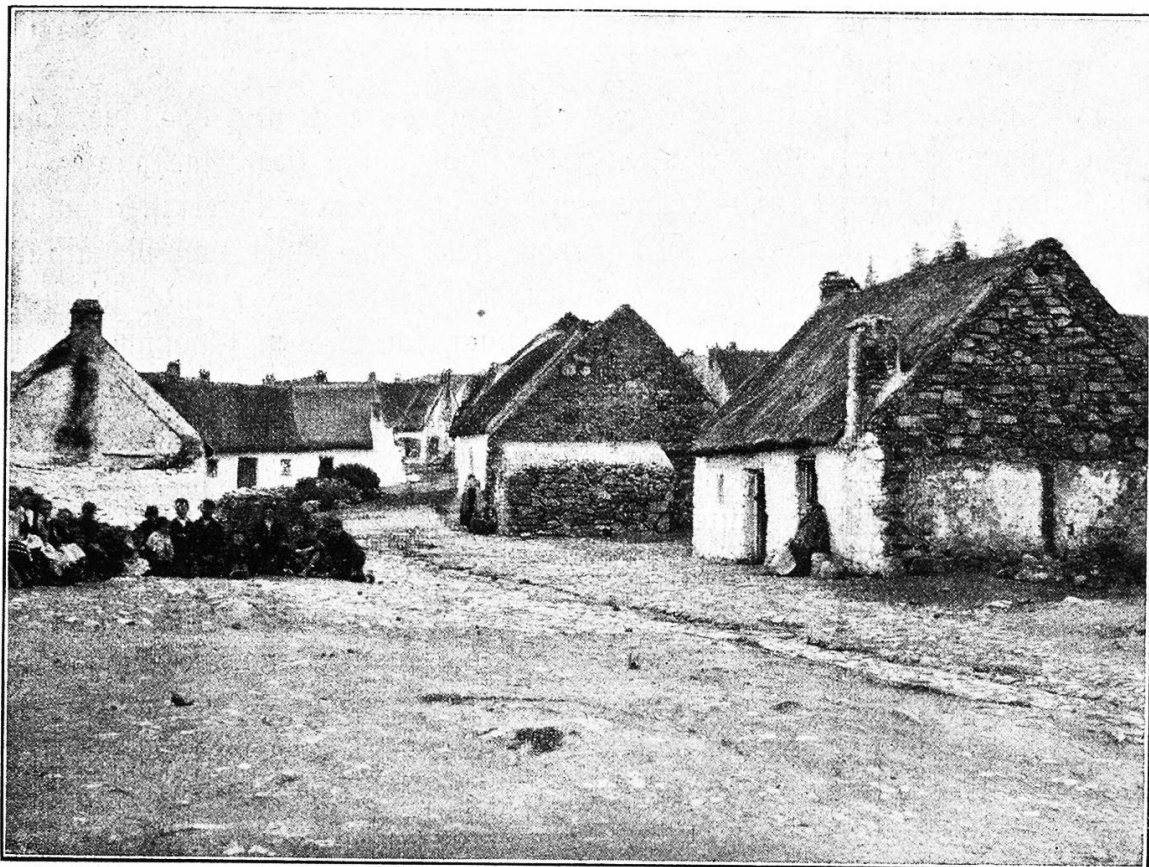
Im Morgengrauen des folgenden Tages fuhr ich aus dem Schläfe mit dem Gedanken, die schwache Garnison sei nun doch von Rebellen überrumpelt worden. Es waren bloß die Schüler vom Institut Portora, das wie eine Burg auf dem höchsten Hügel der Umgebung thront. Sie zogen in die Ferien. Auf dem Bahnhof setzten sie durch tolle Einfälle die Geduld der Beamten auf eine harte Probe. Als echte Engländer besiegten diese die Plaggeister durch unerschütterliche Langmut und kühle Höflichkeit.

Nun wieder eine Fahrt ins romantische Land, außerhalb des Bereiches protestantischer Kultur.

Im Distrikt Sligo ist die Hälfte des Landes wüst und öde, die Dörfer werden immer seltener. In der alten Hafenstadt Sligo liegt eine ganze Gasse von Häusern in Schutt und Trümmern; zwischen den Mauerresten wuchert ein Wald von Nesseln. Nicht weit davon steht eine Reihe von Renaissance-Gebäuden mit gekuppelten Pfeilern zwischen den Fenstern. Es sind die Filialen der Ulster Banken. Die Stadtmauer steht noch, im Graben schwimmen Enten und Gänse. Vom Bahnhof her kommen zahlreiche Bauern, die in ihren zweirädrigen Lastwagen Schweine und Kartoffeln bringen. Das übliche Zug- und Lasttier ist der Esel.

Vom Belvoir-Hügel hinter der Stadt sah ich wieder das blaue Meer und malerische Vorgebirge, landeinwärts einen waldumsäumten See mit einem halben Duzend Inseln, aber keine einzige Wohnstätte am Ufer. Auf dem Rückweg gesellte sich zu mir eine sonntäglich gepuzte, massive Schöne vom Lande, die mich ungebeten in ihre Verhältnisse einweihete. Sie sei im Besitz einer kleinen Erbschaft und habe damit nach Amerika auswandern wollen, wohin ihre beiden Brüder schon vorausgegangen seien. Auf den Rat von Verwandten habe sie das Geld in Hypotheken angelegt; ihre Zinsen bekomme sie regelmäßig. Nun wolle sie eine Stellung in der Stadt suchen. Da ich ihre Vertraulichkeit mit keinem guten Rat vergelten konnte, so schlug ich möglichst bald einen besondern Weg ein. Wie ich an dem leise schleichenden Flusse stand, der die Wasser des Gill Sees dem Meere zuführt, überfiel mich die auf den harmlosen Wasserläufen Englands erworbene Sucht zu gondeln. Auf einem schlechten Rahn arbeitete ich mich bis zu dem See hinauf, schlängelte mich zwischen den Inseln durch und verträumte einige Stunden in der lieblichen Wirrnis von Fels, Busch, Baum und Schilf. Schließlich aber fand ich den Ausgang nicht mehr, und der immer stärker blasende Abendwind machte mir viel zu schaffen. Da löste sich von einem grünen Gelände eine ganze Flottille von Booten. Diesen folgte ich und mußte mich gerettet; hatte mir doch der Wirt erzählt, daß heute eine Gesellschaft von Dubliner Handelsangestellten ein Picknick abhielten.

Trotz Mühe und Sorge war diese Fahrt in die grüne Einsamkeit des Sees erfreulicher als meine Wanderungen auf der Suche nach keltischen Denkmälern, den Cairns und Cromlechs, von denen es hier wimmelt. Mich schreckte allemal die furchtbare Zerlumptheit der Bauernkinder, die mir begegneten. Vom folgenden Sonntag versprach ich mir viel. Am frühen Morgen wollte ich vom Gipfel des Knocknarea ein grandioses Küstenpanorama genießen, nachmittags am Ufer des Gill-Sees einem Volksfest am „Heiligbrunnen“ beiwohnen. Manche Quelle in Irland ist dem Volke heilig und an die meisten knüpft sich eine fromme oder schalkhafte Legende. Ich erlebte nur Enttäuschungen. Ein Regen vereitelte meine Bergbesteigung; auf der Waldwiese am Seeufer traf ich wohl eine Menge Volks vor ein paar Jahrmarktbuden versammelt; aber weder in ihrer Tracht,



Fischerdorf Claddagh.

noch in ihren Mienen unterschieden sich die Leute von Londonern Proletariern, und es war keine Handlung da, die diesem Zusammenlauf Bedeutung und Reiz verliehen hätte. Wohl stand über der Quelle im Walde ein aus rohen Steinen gebauter und bekränzter Altar; aber die religiöse Weihe erhält er nicht mehr. Die englische Regierung hat den katholischen Geistlichen die Mitwirkung bei solchen Volksfesten untersagt, weil von ihnen diese Gelegenheit zu feindseligen Demonstrationen allzu eifrig benützt wurde. (Schluß folgt.)



Über Mädchenfreundschaften.

Von Molly Fuchler v. Greyerz, Herisau.

Es sind wohl wenig Freundschaftsbündnisse, die so unbehelligt von allem rein Äußerlichen geschlossen werden. Ich habe dies Beispiel auch nur angeführt, um zu zeigen, auf was es in der Hauptsache bei diesen Verhältnissen ankommt, oder ankommen sollte. Nicht gleiche Neigungen und Sympathien, auch nicht Ähnlichkeit der äußern Lebensstellung bedingen den Bestand einer Freundschaft, obschon sie als Mitfaktoren gelten können, sondern einzig und allein das Streben nach Wahrhaftigkeit, die Treue in sich schließt.

Haben wir dies erkannt, so wird uns auch sofort klar, wie die schlimmsten Feinde auf diesem Gebiet heißen. Zu einem gedeihlichen Freundschaftsbund braucht es weder erlauchte Geister noch große Tugendbolde. Beide sind sich selber genug, sind oder glauben sich schon oben auf dem Berg, zu dem wir gewöhnliche Sterbliche immer noch mühsam heranklimmen. Wir kämen auch nicht weit, wenn wir immer nur von unserer